

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Altberlinische Stätten

Thonschicht, denn das Erdreich ist hier sumpfig. Ich möchte hier noch bemerken, dass sich in den Birken hinter dem Forsthause ein alter Kirchhof befindet, der bis zum vorigen Jahrhundert von den Bewohnern benutzt wurde. Jetzt werden die Toten im nahen Dorfe Lanke bestattet.

7. Demnächst hielt das Ehrenmitglied Ferdinand Meyer einen Vortrag über

„Altberlinische Stätten“,

unter Ausstellung der betreffenden, von ihm aquarellierten Ansichten.

Der Prozess der Neugestaltung Berlins vollzog sich während der Regierungszeit des verewigten Kaisers Wilhelm stetig und unaufhaltsam im Innern wie in dem immer weiter sich ausdehnenden Umkreise der Stadt. Alte Gebäude, ganze Strassen mit den Ueberresten früherer Architektur sanken in Staub, und auf den freigelegten Trümmerfeldern erstanden in rapider Schnelligkeit schönere und stattlichere öffentliche und Privatgebäude, — entstanden ganze Häuserfluchten, in deren Erscheinung und innerer Einrichtung nichts mehr erinnert an das, was einst an ihrer Stelle sich erhoben.

Manches freilich ist dabei zu Grunde gegangen, was an das alte gemütliche Berlin erinnerte, das wir ältesten Berliner mit aller Liebe durchforscht; manche Stätte auch, die — wie noch geschildert werden soll — berühmte Persönlichkeiten betreten oder bewohnt hatten.

Was hilft's, wir sind eben Weltstadtbürger geworden, und schliesslich muss man sich mit seinem historischen Gewissen doch durch den Gedanken abfinden, dass nichts bleibend ist, als der Wechsel der Dinge.

Eine dieser ältesten Stätten war die von der Sage umwobene des Heiligegeistkirchleins und dessen Hospitals, — eine Stiftung werkhätiger Frömmigkeit jener Zeit, in der die Gründung der Stadt sich vollzog, ausserhalb deren ältester Mauer („extra muros“) die Stiftung lag. Ihrer geschieht zuerst Erwähnung in dem Gildebriefe, den die Rathmannen „ihren lieben Mitbürgern“, den Bäckern, im Jahre 1272 erteilten, dass sie das Gewerk wohl halten sollten. Denn der gesunde Mensch könne, wie jener Brief beginnt, nicht lange Zeit ohne Brot sein, es käme denn von Gottes Gnaden. Wäre aber das Brot, das die Rathmannen des Sonntags und Mittwochs in den Scharren besehen sollten, des Geldes nicht wert, dann hätten sie Macht zu gebieten, dass soviel Brot, als in den Scharren sei, nach den beiden Armenhöfen (zum Heiligegeist und St. Georgen) getragen würde.

Der zugleich als Kirchhof dienende Hospitalgarten, an den sich die bekannte, in unserer Gesellschaft jüngst wiederholt behandelte Sage von den drei „Verkehrtlinden“ knüpft, dehnte sich bis zur Spree aus. Nach ihm wurde die Heiligegeistgasse vordem „Am Heiligegeist-Kirchhof“

genannt. Nach Erweiterung der Stadt lagen Hospital und Kirche sowie das angrenzende Predigerhaus (Spandauerstrasse No. 2), nebst einer zur Empfangnahme milder Gaben für die von des Alters Bürde gedrückten Hospital-Insassen männlichen und weiblichen Geschlechts bestimmten Klausen mit Heiligenbild und „ewiger Lampe“, in dem von der Stadtmauer gebildeten Winkel zwischen der Spree und dem Spandauer Thor.

Auf unserm Bilde aus den vierziger Jahren führte die Heiligegeistgasse vorüber an dem kleinen Garten des Hospitals — zur Linken an die einmündende Heiligegeist-Strasse, welche als ursprüngliche Verbindung des Hospitals mit dem Nikolai-Viertel die Bezeichnung „Nach dem Heiligen Geist“ erhielt, — und ging dann in einem Knick mit geringerer Breite gegen die Spree herab. In diesem Teil standen einige Fischerhäuser, während am Ausfluss eines vom sumpfigen Ufer durch die Heiligegeiststrasse sich hinziehenden Spreearmes der sogenannte „Wursthof“ lag. Es war dies das älteste Berlinische Schlachthaus, während das Köllnische auf dem heutigen Grundstück an der Fischerbrücke No. 24 (einem damals noch freien Platze am Spreearm) sich befand. In Folge der grenzenlosesten Verkommenheit beider auf Pfählen im Wasser errichteten Schlachthäuser (in dem Berlinischen brach 1793 ein Geselle mitsamt dem Ochsen durch den Fussboden und stürzte in die Spree) wurde die ganze Einrichtung fraglich und beide Schlachthäuser gingen durch Ministerialbefehl vom 5. Juni 1810 ein.

Inzwischen hatte der „Armenhof“ eine Zeit lang auch als „Stadthof“ zur Unterbringung der Ratspferde und -Wagen sowie der Ackergerätschaften gedient. Im Jahre 1720 erlitt das Kirchlein durch das Auffliegen des alten Pulverturms am Spandauer Thor arge Beschädigungen; dann musste 1816 der Turm abgetragen werden, und in den sechziger Jahren erfolgte die Renovierung des Gotteshauses in seiner jetzigen Gestalt.

Auf einem Teil des Hospitalkirchhofs hatte der bekannte Bankier Itzig, unter Hinzuziehung einiger Fischerhäuser, zu Ende des siebenjährigen Krieges das stattliche Haus in der Burgstrasse sich erbauen lassen. Es fiel 1880 dem Erweiterungsbau der Börse zum Opfer. Gleichzeitig erfolgte der Abbruch des mit seiner hohen Giebelfront in der Heiligegeistgasse aufragenden Eckgebäudes, Heiligegeiststrasse No. 1, dessen Besitzer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Geheimerat v. d. Osten war. Hier entstand das bis zum Hospital sich hinziehende Telegraphengebäude der Börse, wodurch und zur Erweiterung des Börsengebäudes der zur Burgstrasse führende Teil der Heiligegeistgasse einging. Als Ersatz für dieselbe erfolgte die Anlegung der „St. Wolfgangstrasse“, die ihren Namen durch Kabinets-Ordre vom 19. August 1885, und zwar auf Wunsch des Kronprinzen Friedrich erhielt, damit

den Einwohnern der Stadt die Wolfgangbrüderschaft, deren Sitz in der Nähe der Marienkirche sich befand, in Erinnerung gebracht werde.

* * *

Zwischen der alten Heerstrasse nach Bernau und Prenzlau lag der erste Schützenplatz der Berliner Gilde, dessen Schiesshaus oder „Schützenkrug“ an der Ecke der Alten Schützen- und Neuen Königstrasse (No. 37) stand.*) Hier war schon zu Zeiten Joachims I. der einzige Berliner Volksvergnügungsort, auf dem auch die Hofjunker und kurfürstlichen Diener, selbst in Gegenwart ihres hohen Herrn sich's wohlsein liessen beim Zerbster Bier, und wacker im „Glückstopf“, (den Würfelbuden) spielten, während beim „Bohm mit der Büchse und dem Bogen nach dem Vogel geschossen wurde“, der Rat bei Anwesenheit des Kurfürsten auch Rhein- und andere süsse Weine spendete. Zur Zeit der Türkenzüge schoss man (1608) statt nach dem Vogel nach einem Muselman. Während der Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges verstummte auch hier das lustige Leben und Treiben; das Schiesshaus wurde zum Lazaret für Pestkranke eingerichtet. Im Jahre 1650 wieder neu hergestellt, hatte sich 50 Jahre später das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Friedhofe von St. Nikolai und Marien geltend gemacht, deren Begräbnisstätten um die beiden Gotteshäuser gelegen waren. Durch Kabinettsordre vom 25. Juli 1708 wurde der auf beiden Seiten von den Gärten der Grundstücke in der Neuen König- und Prenzlauerstrasse „wohlverschlossene“ Schützenplatz, welcher bis nahe zur „Mudrichsgasse“ (jetzigen Keibelstrasse) reichte, „für die durch Gottes Gnade und Segen täglich sich mehrenden Einwohner nebst deren Gesinde zum Begräbnisplatz gewidmet“. Die Schützengilde erhielt dafür das von beiden Kirchen bereits für 500 Thlr. angekaufte Ackerland des Schlächtermeisters Schäfer überwiesen, welches in einer Länge von 56 und einer Breite von 30 Ruten hinter No. 5 und 6 der heutigen Linienstrasse lag. Hier war bereits ein Totengräberhaus errichtet, das dann behufs Erbauung des neuen Schützenhauses wieder abgebrochen wurde. Nunmehr erhielt der zwischen Prenzlauer- und Neue Königstrasse gelegene Strassenteil die Bezeichnung „Neue Schützenstrasse“, von der aus die Schiessgasse über die Mudrichsgasse bis zu dem sogenannten „Alten Schützenkirchhof“ als eine Sackgasse hinlief.

Auf demselben fanden, wie auf den übrigen Kirchplätzen, in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts während der Sommermonate die sonntäglichen Vesperpredigten statt. Dies gab den „mutwilligen Jungens“ Gelegenheit, den Ort zu einer Versamlungsstätte zu machen und nicht nur viel Lärm zu verursachen, sondern auch Beschädigungen

*) Dasselbe wurde 1617 auf Befehl des Kurfürsten Johann Sigismund vom Rat für die Bogen- und Büchschützen erbaut.

anzurichten. Infolgedessen erhielt der Gefangen-Inspektor den Auftrag, die dort herumschwärmenden liederlichen Jungens einen Tag nach „Kalandshof“ (dem damaligen Stadtgefängnis) zur Bestrafung zu bringen.

Als dann 1768 den Grundstücksbesitzern gestattet war, ihre nach dem Kirchhof gehenden Pforten gegen einen jährlichen Zins von 2 Thalern benutzen zu können, erklärte der Gouverneur v. Ramin, einen Exerzierschuppen daselbst erbauen zu wollen. Denn der Kirchhof liege, wie Se. Exzellenz auf eine Vorstellung der Kirchenbehörden antwortete, den Regimentern von Koschenbahr und Rentzel am bequemsten zum Exerzieren, und es bleibe noch Platz genug zur Begrabung der Toten übrig, welche ohnedies ganz ruhig liegen würden. Im Juni des folgenden Jahres war dann das noch jetzt vorhandene (seit vielen Jahren als Lagerraum verpachtete) Exerzierhaus in einer Länge von 240 Fuss vollendet. Dann erstand neben demselben (Alte Schützenstrasse 2), ebenfalls auf Kirchhofsterrain, ein Militär-Lazaret. Diesen Baulichkeiten gegenüber gesellte sich 1792 noch ein neuerbautes Spritzenhaus hinzu, und sieben Jahre später verlegte das Direktorium die Anstalt des „Strassenreinigungs-Fuhrwesens“ von dem Posthofe ebenfalls nach dem Kirchhofe, seitwärts vom Exerzierhause (jetziges Feuerwehr-Depot, Keibelstrasse 27, 28).

Allerdings war der Kirchhof inzwischen durch die Herrichtung der neuen Begräbnisstätte am Prenzlauer Thor entbehrlich geworden. Nur in dem an die Kirchhofsumfriedigung grenzenden, für die Eximierten und deren Erbbegräbnisse 1726 angelegten „Kleinen Schützenkirchhof“ wurden Bestattungen noch bis zum Beginn unseres Jahrhunderts vorgenommen. Dann erfahren wir, dass die Gitter und Epitaphien durch das herumwohnende Gesindel weggestohlen wurden, dass das einstöckige Gewölbe des Brauers Fischer einzustürzen und diejenigen zu erschlagen drohte, welche so dreist wären, hier einzusteigen, um Handgriffe und Beschläge von den Särgen zu stehlen und „Leichen herumzuwühlen“. Nebenbei trieben die Anwohner ihre Schweine „zum Grasfressen“ auf den Kirchhof. Dieser unerfreuliche Zustand endigte mit der in der zweiten Morgenstunde des 20. Juni 1826 erfolgten Ueberführung der hier noch vorhanden gewesenen Särge nach dem neuen Begräbnisplatz am Prenzlauer Thor.

Inzwischen hatte Professor Wadzeck das kleine, auf einem zur ehemaligen kurfürstlichen Sandschäferei gehörig gewesenen Wiesenfleck erbaute Haus nebst Garten, an der Ecke der Schiess- und Mudrichgasse zur Gründung einer Wohlthätigkeitsanstalt erworben, deren Eröffnung am Königsgeburtstag, 3. August 1819, stattfand. Bei der täglich zunehmenden Anzahl von Pfleglingen sah er sich genötigt, die Anstalt durch den Ankauf des in der Schiessgasse angrenzenden Grundstücks zu vergrössern. Am 29. Juni 1820 wurde der Grundstein zum Neubau

gelegt; im Oktober 1823 war das Gebäude, wie es auf dem ausgestellten Bilde erscheint, vollendet. Der hochherzige Stifter sollte die Ausführung nicht mehr erleben, bereits am 2. März war er im 61. Lebensjahre sanft entschlummert; edle Menschenfreunde hatten sein Werk vollendet. An seinem Todestage aber versammelten sich noch in späteren Jahren die Zöglinge der Wadzeck-Anstalt um sein Grab auf dem Kirchhof am Prenzlauer Thor, um an der Hand ihrer Lehrer den Tod des vollendeten Menschenfreundes zu feiern. Sein Grab war bereits in den sechziger Jahren verschwunden; auf den Armen des Kreuzes standen damals nur noch die Jahreszahl 1823 und der Name Franz Daniel Friedrich Wadzeck. Möge die von ihm gegründete, jetzt unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich stehende Anstalt noch lange zum Segen der menschlichen Gesellschaft fortbestehen!

Noch in seinem Todesjahre erhielt die bishérige Mudrichsgasse durch Kabinets-Ordre vom 2. Dezember den Namen Wadzeckstrasse verliehen. Für die Schiessgasse war bereits im Jahre 1835 der Name des verdienstvollen Städteältesten Wilhelm Keibel († 1860) ohne Erfolg in Vorschlag gebracht worden. Ebenso 1857 die Benennung „Blücherstrasse“, als dieses Namens nicht entsprechend. Bald darauf wurde auch der Name des verstorbenen Oberbürgermeisters Bärensprung, ferner die Bezeichnung „Schulstrasse“, nach der von demselben veranlassten Gründung der Königstädtischen Realschule in der Schiessgasse, abgelehnt. Schliesslich erhielt durch Kabinets-Ordre des Prinzen von Preussen, d. d. London, den 24. Januar 1858, die Strasse den zuerst beantragten Namen.

* * *

Wie ein Stück aus der Lagunenstadt mutet uns das ausgestellte Bild des „Grünen Grabens“ hinter dem Hausvogtei-Platz an, da wo noch vor einigen Jahren ein gewölbter Hausdurchgang zu der schmalen Fussgängerbrücke führte, über die man in die Taubenstrasse gelangte. Verfolgen wir den nun verflössenen Festungsgraben aus der Zeit des Grossen Kurfürsten. An der Singakademie vorüber bedeckte egyptische Finsternis das ohnehin schwarze Wasser dieses einstigen Schmerzenskindes unserer guten Vaterstadt; hoch und sicher war die von Kanalisationsröhren, Telegraphenkabeln und Rohrpostbehältern durchschnittene, hin und wieder auch durch Pfähle versperrte Wölbung. Endlich dämmerte halbmondförmig das Tageslicht herein: es war beim „Bullenwinkel“ am Ende der Taubenstrasse, zu der die erwähnte Laufbrücke vom Hausvogtei-Platz führte. Hier ragten die alten romantischen Bauten rechts und links und über dem Graben empor, dazwischen dichtbelaubte Baumkronen und darüber ein azurblauer Himmel sich wölbend. So war das Bild gestaltet, das sich dem Blicke darbot. Die Holzbauten an der Seite der Taubenstrasse gehörten teilweise zu den 28 Schlächterscharren,

die um das Jahr 1758 hier im „Bullenwinkel“ als Erbzinsscharren entstanden, während 1796 in Berlin überhaupt 170 dieser Scharren vorhanden waren. Im Jahre 1839 hatte sich ihre Anzahl bis auf 57 vermindert.

Die Bezeichnung „Bullenwinkel“, deren es in Berlin ein volles Dutzend gab, ist älteren Ursprunges, als dass man sie von den Schlächterscharren herleiten könnte. Denn bereits im 17. Jahrhundert pflegte man unreinliche oder von „etzlichem Gesindelein“ frequentierte Winkel und Sackgassen, auch offiziell mit diesem wenig schmeichelhaften Namen zu belegen. So prangte noch vor einigen Jahren am Ende der Waisenstrasse, die ursprünglich einen Gang zwischen Hinterhäusern und Zäunen „An der Stralauer Mauer“ bis zum Klosterkirchhof bildete, eines der antiken blauen Strassenschilder mit der Aufschrift „Bullenwinkel“ in weissen deutschen Lettern.

* * *

Eine, wenn auch nicht innerhalb der früheren Ringmauer gelegene Stätte betrachtete doch jeder reguläre Berliner als zu seiner Vaterstadt gehörig: das an der Spree anmutig gelegene Stralau mit seinem zum Wahrzeichen gewordenen Kirchlein, wie es nach der von Schinkel erfolgten Restaurierung auf unserem Bilde aus den vierziger Jahren dargestellt ist. War doch der „Hof Stralow“, den der Rat zu Berlin 1358 nebst den dazu gehörigen Äckern erwarb, als wahrscheinlicher Überrest des altwendischen Fischerdorfes, in das Gebiet der Stadt gezogen worden. Und zugleich auch der Stralauer See, den der Rat für jährlich 6 Pfund Pfennige an die Fischerinnung verpachtete.

Es ist bekannt, wie hier das echte und rechte, von Generation zu Generation lieb behaltene hauptstädtische Volksfest des Fischzuges seit Ende des vorigen Jahrhunderts gefeiert wurde. Uns ältesten Berlinern gehört es noch zu den behaglichsten Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Damals, als die ländliche Spree noch in unschuldiger Reinheit dort vorüberrauschte, bevor sie am Oberbaum, als „Mädchen für Alles“ in die Stadt tretend, diesen jungfräulichen Charakter einbüsste, — als Eisenbahnen und Dampfbote nach Stralau noch nicht existierten, bildete sie schon einen der nach dem Fest-Eldorado führenden drei Hauptwege.

Ich muss und kann hier darauf verzichten, eine Skizze der Scenerie des damaligen Volksfest-Schauspiels zu geben. Erwähnt sei nur, dass König Friedrich Wilhelm III., welcher des öfteren mit seiner Familie auf einer kleinen Gondel-Flottille dort erschien, einst die Festwiese bis zur „Mutter Tübbecke“ durchschritt und das historische Wahrzeichen des „roten Riesenkrebses“ in Augenschein nahm. Es war dies eine Papphülle, in der ein jugendlicher Spassmacher steckte — ein „abgebrühter“, wie der Monarch die rote Amphibie nannte.

Gedenken wir noch der Entstehung des Stralauer Kirchleins mit seinen Überresten von Glasmalereien aus uralter Zeit, so ist bisher stets auf Nicolai verwiesen, welcher kurz angiebt: sie ist 1464 erbauet. Die Quelle, aus der er dies entommen, ist das „Chronicon Berolinense“ des Konrektors am Joachimsthalschen Gymnasium, Pustius, welcher 1686 an dasselbe berufen wurde. Derselbe meldet: A. 1464 ist die Kirche Strahlö erbauet und der Thurm gefertigt worden sub Pontifice Pio II. anno ejus VI.

Eine Radierung von Bolt zeigt uns das Kirchlein mit dem früheren Turmbau.

Ein pittoreskes Bild gewährte der noch vorhandene alte Mühlengraben. Seitwärts von der Spreestrasse her, zieht er sich als ein Ausläufer des Spreearms (heutigen Schleusenkanals), vor einigen Jahrzehnten noch eingezwängt von einem Konglomerat der zu den Häusern der Brüderstrasse und „An der Schleute“ gehörigen Buden, Badezellen und Waschbänken in einem Bogen entlang; vorüber auch zur linken an einem verwilderten Garten, dessen mächtige Baumäste sich weit über die Quaimauer streckten. Dann entschwand er den Blicken, durch eine mächtige Wölbung unter dem nach der Schleusenbrücke zu gelegenen Teil der Stechbahn seinen Lauf fortsetzend, um schliesslich bei den damaligen Werderschen Mühlen wieder in die Spree zu münden. Zur rechten im Hintergrunde des Bildes ragt die imposante, 1848 in ihrem Äussern vollendete Schlosskuppel auf, vom Strassenpflaster bis zur Spitze des Kreuzes in einer Höhe von 225 Fuss.

1848—1448! Damals durchtobte ebenfalls ein Aufruhr die Stadt, als Kurfürst Friedrich II. seinem Hofrichter Balzer Hake den Auftrag erteilt hatte, die Schleusen beim Werder — der vom Mühlengraben und dem Spreearm gebildeten Insel „Freiheit auf dem Werder“ — wieder zu schützen. In der voraufgegangenen Revolte hatte man nämlich durch das gewaltsame Aufziehen der Schleusen den begonnenen Schlossbau des „Eisernen“ Friedrich auf dem damals noch tiefer gelegenen Terrain unter Wasser gesetzt.

Verfolgen wir nunmehr die unmittelbare Umgebung des Mühlengrabens in ihren vielfachen Wandelungen.

Von dem stark befestigten Teltower (späteren Gertrauden Thor an der gleichnamigen Brücke) zog sich die alte Kölnische Stadtmauer weiter nach der heutigen Spreestrasse her, die im 16. Jahrhundert einen Gang bildete, auf dem man bei Feuersgefahr zum Wasser gelangen konnte. Aus der anfänglichen „Neuen Gasse zur Spree“ wurde dann das „Spree-Gässlein“, die „Spree-Gasse“ und seit 1862 die „Spree-Strasse“. Von jenem Turm lief die Mauer diesseits des Mühlengrabens entlang, wo ein zweiter Turm beim heutigen sogen. Roten Schlosse stand, von dort in

einem Bogen über den Schlossplatz und in der Richtung des königlichen Schlosses bis zum Turm hart am Spreeufer hin.

Noch unbebaut lag die Brüderstrasse vom heutigen Schlossplatz bis zur Spreestrasse, und gegenüber bis zur Neumannsgasse (vordem „Heyses-Gässlein“ genannt), während der ältere Teil bis zum Petri-Platz bereits seinen Namen nach den Dominikanern oder „schwarzen Brüdern“ führte. Erst nach Erhebung der Dominikanerkirche (auf dem Schlossplatz) zum „Neuen Domstift“, 1469, erhielt diesem entsprechend der inzwischen bebaute Teil die Benennung „Nach dem neuen Stift“, bis dann zur Zeit des Grossen Kurfürsten der gemeinschaftliche Name Brüderstrasse eingeführt wurde.

Auf dem Grundstück Nr. 1, das ehemals noch an der alten Strassenfluchtlinie lag und ein Eckgrundstück am Schlossplatz bis zur Stehbahn hin bildete, standen im 16. Jahrhundert drei Häuser: dasjenige des Bürgermeisters Hans Brettschneider, des Bürgers Veit Mader und des Hofpredigers Magister Jeronimus (Hieronymus) Schwollen. Verweilen wir bei der denkwürdigen Stätte des letzteren.

Elisabeth, die Gemahlin Joachims I., eine glühende Verehrerin Martin Luthers, deren grösstes Verlangen es war, offen zur reformierten Kirche überzutreten, musste sich ihrem streng katholischen Gemahl gegenüber die Erfüllung dieses Wunsches versagen. So beschloss sie denn, insgeheim durch den Genuss des heiligen Abendmahls in beiderlei Gestalt von der katholischen Kirche sich loszusagen. Ein verkleideter Prediger der neuen Lehre vollzog die heilige Handlung in einem Gemach der Kurfürstin; doch erfuhr ihr Gemahl durch Verrat von diesem „Verbrechen“, wie er sich ausdrückte, das nur mit dem Tode gebüsst werden könnte. Er soll mit Einkerkung gedroht haben, und Elisabeth erhielt den strengen Befehl, ihre Gemächer nicht zu verlassen. Dies brachte den Entschluss der Kurfürstin zur Reife, aus dem Schlosse zu entweichen. In der Nacht des 25. März 1528 verliess sie mit ihrer Kammerfrau und geleitet von einem treuen Diener das Schloss durch die „Wasserpforte“, und entfloh auf einem bereit gehaltenen Bauernwagen nach der sächsischen Grenze. Dort wurde Elisabeth von ihrem vorher unterrichteten Bruder Christian von Dänemark erwartet und nach Torgau, seinem damaligen Aufenthalt geleitet. Sodann begab sie sich zu ihrer Mutter Bruder, dem Kurfürsten von Sachsen, welcher ihr das Schloss Lichtenburg unweit Wittenberg zum Wohnsitz anwies. Hier und in letzterer Stadt trat sie mit Luther in regen persönlichen Verkehr. Erst nach dem Tode ihres Gemahls (1535) kehrte Elisabeth auf Wunsch ihres Sohnes nach Berlin zurück; doch nicht wollte sie hier die Stätte wieder betreten, an die so schmerzliche Erinnerungen sich knüpften. Sie nahm daher ihren Aufenthalt in dem vorerwähnten Hause des Magisters Schwollen, welcher dasselbe bis zu seinem am 8. Januar 1563 erfolgten Tode besass.

Das angrenzende Haus des Bürgermeisters Brettschneider befand sich 1587 im Besitze des kurfürstlichen Hofmarschalls und Obermundschenks Hans v. Thümen. In jenem Jahre verlieh Kurfürst Johann George dem Hause die Freihausgerechtigkeit, bestehend in der Befreiung des Besitzes von allen Schossen, Steuern, Wachen und andern bürgerlichen Pflichten und Auflagen. Und weil v. Thümen die ihm bei seinen Bestellungen vom Kurfürsten „aus Gnaden verschriebenen und zugesagten 5000 und 1000 Rthlr. nicht erhoben, sondern auch noch 280 Thlr. darüber baar in die Kämmerei zu etlichen Ausgaben des Kurfürsten eingewandt, ferner die gebührliche jährliche Versinsung, 6 vom 100, als Leibgedinge für seine eheliche Hausfrau Judith Brandin von Lindenow wollte stehen lassen, so ratifizierte, konfirmierte und bestätigte der Kurfürst im Jahre 1587 dies Leibgedinge. Inhalts desselben sollte die Wittve jährlich 420 Thlr. Zinsen erheben und ihres Gefallens damit thun und lassen, auch zeitlebens ihre häusliche freie Wohnung in dem Hause behalten.“

No. 2 in der Brüderstrasse war der Beghinen-Convent. Er diente einer Gesellschaft weiblicher Personen, welche ohne klösterliches Gelübde — gleich den heutigen Diakonissinnen — sich insbesondere der Krankenpflege widmeten. Im Jahre 1589, am 27. Januar, brannte das Gebäude, wie die Chronik lakonisch berichtet, „aus Verwahrlosung eines alten Weibes ab.“ Die Brandstelle wurde auf Befehl des Kurfürsten mit einem neuen Pfarrhause besetzt, das der Probst zu Kölln bis 1628 bewohnte.

Während der Regierungszeit Johann Georgs (1571—1598) war auch die erste Bebauung des Werders jenseits des Grabens, zwischen diesem und der heutigen Strasse „An der Schleuse“ erfolgt. Wohl hatte dieser Fürst auf der Universität Frankfurt eine hohe wissenschaftliche Bildung erlangt, doch vermochte er nicht, sich über den tief eingewurzelten Aberglauben seiner Zeit zu erheben. Er beschäftigte sich viel mit der Goldmacherkunst und liess an der Schleuse, auf dem Grundstück No. 14, ein Haus für seine Alchimisten, einige andere Bauten aber für die Hofbedienten errichten.

Im Jahre 1628 erwarb der Statthalter der Mark, Graf Adam von Schwarzenberg, das bis dahin von dem Probst bewohnte Haus in der Brüderstrasse No. 2 und vereinigte es mit seinem auf den bereits erwähnten drei Grundstücken (No. 1) erbauten Palais.

Gleichzeitig erhielt er vom Kurfürsten den am Mühlengraben gelegenen Teil des Domplatzes (jetzt Schlossplatz No. 1), auf dem ein altes Beamtenwohnhaus an dem zum Graben führenden Gange stand, das 1628 abgebrochen wurde. Hier liess sich der Statthalter eine Renn- oder Stechbahn „anrichten“, wie dies aus dem kurfürstlichen Reskript, d. d. Cölln an der Spree am 14. September 1634, hervorgeht:

„Von Gottes Gnaden Wir George Wilhelm pp. bekennen hiermit vor uns, unsere Erben und nachkommende Markgrafen und Churfürsten zu Brandenburg, thun auch kund jedermänniglich, dass uns der Wohlwürdige und Wohlgeborene, unser Geheimbter Rath, Ober-Cämmerer, besonders lieber und getreuer Herr, Adam Graf zu Schwartzenberg, des Ritterlicheu Johanniter-Ordens in der Mark, Sachsen, Pommern und Wendland Meister, Herr zu Hohenlandsberg pp., unterthänigst zu erkennen gegeben, dass er bei seiner Behausung allhier zu Cölln keine bequeme Gelegenheit hätte, da er sein Holz und andere Sachen verwahrlich setzen könnte: daher gebeten, Wir möchten ihm, dass er den Ort von seinem Hofe an, so er zuvor zu einer Renn- oder Stechbahn angerichtet, zwischen der Stadtmauer und dem Ausgang der Spree bis an den Thurm, so an St. Gertruden-Thor stehet, mit einer Wand am Wasser (also am Mühlengraben) verwahre und zum Holzplatz gebrauchen möchte, in Gnaden concediren und verwilligen; dagegen er erbötig, über den Ausfluss, so aus der Stadt durch obberührten Ort ins Wasser gehet, ein geraumes Gewölbe schliessen und also versehen zu lassen, dass solcher Ausfluss der Stadt zum Nachtheil nicht sollte verhindert werden“ etc.

Zuvor hatte der Kurfürst das Gutachten seiner Amtskammer-Räte erfordert, worin es u. a. heisst, dass die Stadt von dem abzutretenden Platz nur schlechte Nutzbarkeit habe, denn es könnten daselbst nur etliche wenige Stücke Leinwand gebleicht werden. Dagegen aber „verspürten“ sie, dass derselbe „Gräfl. Gnaden zum Nachteil ziemlich gemissbraucht worden, indem sich etzliches Gesindlein daselbsten bisweilen findet, so Musqueten und Rohre auf Ihrer Hochwürden und Gnaden Thüren und Rennbahn lösen, also, dass leicht dadurch Jemand könnte durch einen Schuss verletzt und in Gefahr seines Lebens gerathen, wie wir denn unterschiedliche Male Musqueten und Kugeln in der Thüre steckend, etliche aber, dass sie ganz durchgegangen, gesehen pp. Welches Ew. Kurfl. Durchlauchtigkeit wir unterthänigst referiren sollen, Dieselben nebst Dero Hochgeliebte Gemahlin, junge Herrlein und Fräulein in Gottes gnädige Beschützung und uns zu Dero beharrlicher Churfl. Hulden gehorsamst empfehlend. Geben Cölln an der Spree, am 8. September 1634.

Ew. Churfl. Durchlaucht unterthänigst gehorsamste

Amts-Cammer-Räthe

Johann von Willmerstorff.

Petrus Fritze. Weiller.“

Als Berlin im Jahre 1639 von der Schwedengefahr bedroht wurde, liess Schwarzenberg auch den Mauerturm bei der Spreegasse zum Teil abtragen und mit Geschütz armieren.

Beim Regierungsantritt des Grossen Kurfürsten hatte die politische Laufbahn Schwarzenbergs aufgehört; in Ungnade gefallen, verstarb er am 4. März 1641 auf der Veste Spandau.*) Sein Palais erhielt zunächst der Geheimrat und Statthalter des Fürstentums Minden und der Grafschaft Ravensberg, Graf von Waldeck zum bewohnen. In gleicher Weise erhielt es demnächst der damalige Geheime und Lehnsrat Otto Freiherr von Schwerin, mittels Reskripts d. d. Königsberg, den 11. Oktober 1657 (Fidicin sagt irrtümlich: im Jahre 1653). Und zwar sollte er es „zu dem seinigen daran stossenden (No. 3) beziehen und sich dessen zu besserer Accomodation im kurfürstlichen Dienste gebrauchen.“

Zwei Jahre später erliess dann Friedrich Wilhelm unterm 11. Oktober in seinem Hauptquartier zu Richtenberg ein Reskript, inhalts dessen er seinem nunmehrigen Ober-Präsidenten, Oberhofmeister Seiner hochgeliebten Gemahlin, Erbkämmerer der Churmark, Hauptmann zu Oranienburg und Herrn zu Landsberg, Oldewigshagen und Drewitz, das ganze Haus an der Spree und in der Brüderstrasse samt allen Zubehörungen, Gärten, Räumen und Plätzen als ein Burgmannslehen verlieh. Nach Schwerins Tode besass es dessen Sohn, der Wirkliche Geheimrat und Erbkämmerer, bis im Jahre 1698, in welchem Kurfürst Friedrich III. das Besitztum für 16 000 Rthlr. ankaufte.

Inzwischen war die alte Stadtmauer dem neuen Festungsbau des Grossen Kurfürsten gewichen, wodurch am Ende der Spreegasse, neben dem heutigen Eckhause No. 8, die kleine Sackgasse entstand, die anfänglich „Bullengasse“ oder „Im Bullenwinkel“ genannt wurde, jetzt aber mit ihren vier Häusern die Bezeichnung „Am Mühlengraben“ führt.

Der Mauerturm bei der Spreegasse diente zuletzt als Militär-Arrestlokal, worin auch die sechs kurfürstlichen Trabanten arrestiert waren, von denen die Wendlandsche Chronik berichtet, dass sie am 16. Dezember 1678 wegen Rebellion draussen am Galgen gehenkt und andern Tags begraben wurden.

Die Überreste dieses Turmes traten vor einigen Jahren bei den Kanalisationsarbeiten zu Tage. Der unterste Teil des Fundaments bestand aus grossen erratischen Granitblöcken, über denen sich Mauerwerk aus Findlingen und Ziegelstein in Kalkmörtel und darüber reines Ziegelsteinmauerwerk befand.

Wie bereits erwähnt, hatte Kurfürst Friedrich III. das alte Schwarzenbergsche Palais im Jahre 1698 vom Freiherrn von Schwerin angekauft.

*) Das Gerücht seiner heimlichen Enthauptung wurde durch den „alten“ Heim widerlegt, welcher das Gerippe Schwarzenbergs untersuchte und den Halswirbel unverletzt fand.

In der betreffenden Ordre vom 1. November heisst es: Demnach Wir sowohl wegen der an Unserm allhiesigen Churfürstlichen Residenz-Schloss vorhabenden Veränderungen und im Werk begriffenen Baues, als auch anderer erheblicher Ursachen halber dahin bedacht zu sein gemüssiget worden, damit die von denen Rats- und andern Collegiis bis-hero eingehabte Logementer geräumt und sothane Collegia anderweitig transferiret und in der Nähe wieder untergebracht werden mögen, zu welchem Behufe aber keine bessere und bequemere Gelegenheit, als das ehemalige Gräflich Schwarzenbergsche Haus sich eignet, haben Wir an den Wohlwürdigen und Wohlgeborenen Freiherrn von Schwerin, uns selbiges zu überlassen, in Gnaden gesonnen pp.

So wurden dann das Kammergericht und andere Behörden darin verlegt, bis ersteres 1735 in der Lindenstrasse ein eigenes Kollegienhaus erhielt.

Dann fand eine Teilung und Veräusserung der Häuser statt, zu denen auch das auf dem bereits erwähnten Terrain am Domplatz zur Erweiterung des Kammergerichts am Schlossplatz No. 1, Ecke der Brüderstrasse erbaute Haus gehörte. In welcher, bisher noch nicht allgemein bekannt gewordenen Weise die Veräusserung zweier jener Grundstücke erfolgte, will ich hier mittheilen.

König Friedrich Wilhelm I. bewohnte, wie bekannt ist, die parterre gelegenen Zimmer des Schlosses an der heutigen sogenannten Adlerecke, von wo ab ein schmaler Vorgarten bis zum Eosander-Portal angelegt war. Um eine bequemere Verbindung mit den jenseits des mittleren Portals befindlichen Gemächern herzustellen, liess er mitten durch das Portal einen hölzernen Gang ziehen, kaum so hoch von der Erde, um dasselbe aufrecht passieren zu können. Und als ihm dann die Wohnzimmer nicht Licht genug gewährten, liess er die Fenster nach der Schlossfreiheit zu ohne weiteres verbreitern, und nach der Lustgartenseite aus einem der Fenster eine Thür herstellen, um direkt nach dem davor gelegenen damaligen Paradeplatz der Truppen gelangen zu können. Ein hölzernes Staket, vor dem zwei Schilderhäuser standen, bildete die Umgrenzung jener Pforte.

Nun aber wurde ihm der Ausblick nach den Linden zu durch zwei an der Schlossfreiheit stehende Gebäude versperrt, über deren Beseitigung der nachfolgende, vom König eigenhändig unterschriebene und besiegelte „Permutations-Kontrakt“ vom 18. April 1736 sich verbreitet:

„Zur Erlangung Unseres Willens und Plaisirs, nämlich den Prospekt des Schlosses nach der Dorotheenstadt zu erweitern und mehr Platz und Öffnung um das Schloss zu haben, hat des Manufacturier Joseph Pinels Ehefrau, Marianne Roumieux, zu Unserm allerhöchsten Gefallen ihr auf der Schlossfreiheit an der sogenannten Hundebrücke (Schlossbrücke) neben dem Reichmannschen

Hause belegenes Freihaus Uns überlassen, damit Wir solches mögen niederreißen lassen. Wir dagegen haben einen Theil von Unserm sogenannten Collegien-Hause, worin bisher das Kammergericht und Consistorium gehalten worden, welcher Theil von der Seite der Stechbahn an zu rechnen, bis an denjenigen Theil des Collegien-Hauses, den Wir bereits aus eben derselben bewegenden Ursache an die Reichmannschen Erben abgetreten, in der Front $33\frac{1}{2}$ Fuss, nebst dazu gehörigem Thorweg und Hofraum bis an die Spree, als ein Aequivalent hinwiederum tauschweise als ein Freihaus erb- und eigenthümlich überlassen, damit wir solches mögen niederreißen lassen. Dahingegen sollte die Besitzerin, wie dies auch bei den übrigen Freihäusern vorgeschrieben war, bei „grossen, zu Hofe vorkommenden Ausrichtungen, Zusprüchen oder Visiten, nach Proportion ein gewisses an Zinn- und Leinengeräth^{en} und Betten herleihen oder die fremden Herrschaften logiren pp.“

Dieser Kontrakt wurde dann unterm 16. Oktober 1741 von Friedrich dem Grossen renoviert, konfirmiert und bestätigt.

Ein späterer Besitzer war der Kaufmann (Seidenhändler) Philippe Devrient, welcher es laut Vertrag vom 28. März 1798 für 21500 Thlr. in Friedrichsdors, das Stück zu 5 Thlr. nach dem Münzfuss vom Jahre 1764, an den Schneidermeister George Schauss verkaufte. In diesem Hause erblickte am 15. Dezember 1784, morgens $1\frac{1}{2}$ Uhr, Ludwig Devrient (der Sohn des Obengenannten) das Licht der Welt. Wenn behauptet wird, dass der unerreicht gebliebene Schauspieler, den man mit Recht als eine dämonische Natur bezeichnete, in dem Hause No. 19 der Brüderstrasse geboren sei, woselbst sein Vater zu Ende des vorigen Jahrhunderts gewohnt, so ist dies bezüglich der Geburtsstätte Ludwigs nicht zutreffend. Wie angeführt, besass der Vater das Haus am Schlossplatz No. 1 bis zum Jahre 1798.

Zu Beginn der dreissiger Jahre befand sich in dem Devrient'schen Laden die renommierte Kunsthandlung von George Gropius.

In dem Hause Brüderstrasse No. 7 hatte Daniel Chodowiecki, der Peintre-Graveur, seine erste Wohnung bis zum Jahre 1777 inne. Von hier, wo er die Hälfte seiner Schaffenszeit verlebte, begab er sich 1773 nach Danzig, um seine hochbetagte Mutter nach dreissigjährigem Zeitraum wiederzusehen. Während dieser Besuchsreise entstand sein aus 108 Skizzenblättern bestehendes Reisetagebuch, das sich im Besitze der königl. Akademie der Künste befindet. Das erste dieser Blätter stellt des Meisters „Abschied von Frau und Kind“ auf dem hochgewölbten Hausflur dar, wo das mit einem Mantelsack bepackte Pferd, auf dem er die Reise zurücklegte, bereits ungeduldig scharrt.

Wir wenden uns nun der Stechbahn zu, jener Häuserreihe, die nach 150jährigem Bestehen dem sogenannten „Roten Schloss“ gewichen ist.

Ihren Namen leitete sie von der Stechbahn her, die Kurfürst Joachim II. 1537 zur Aufführung eines Ritterspiels gelegentlich der Geburt seiner ältesten Tochter hatte errichten lassen, und die dann Joachim Friedrich im Jahre 1600 restaurieren und mit 31 Figuren schmücken liess. Nach und nach entstand darin eine ganze Budenreihe mit Verkaufsgegenständen aller Art, bis der Grosse Kurfürst den Abbruch der Buden anbefahl, und dafür eine dorische Bogenlaube mit steinernen Kaufläden durch Nering erbauen liess. Bei dem weiteren Ausbau des Schlosses erfolgte dann bereits 1702 der Abbruch auch dieser Laube, während die Kaufläden in die „Neue Stechbahn“ verlegt wurden.

Diese war auf Befehl König Friedrichs I. auf dem einst zum Palais des Statthalters v. Schwarzenberg gehörigen Garten am Mühlengraben, nach de Bodt's Entwurf, erbaut worden. Im Erdgeschoss bildete sie eine offene Bogenlaube mit Verkaufsläden, über denen sich zwei mit jonischen Wandpfeilern verzierte Wohngeschosse erhoben. Eine hölzerne Pfahlreihe vor dem Gebäude diente zum Schutz gegen das Befahren der unterkellerten Räume. Hier standen seit 1742 die ersten 15 Fiaker oder Mietskutschen, „vom frühen Morgen bis spät auf den Abend zur Bequemlichkeit des Publikums“. Für eine Fahrt innerhalb der Stadt wurden 4 gGr., für eine solche in die Vorstädte vor dem Königs-, Spandauer und Stralauer Thor bis an jedes Haus innerhalb der Landwehren 5 Gr. Fuhr eine Gesellschaft von 2 bis 4 Personen zusammen in dem Fiaker, so hatte sie für eine Fahrt nicht mehr als eine Person allein zu zahlen.

Erwähnt sei noch, dass die Kaufleute und Makler zur Abschliessung von Wechsel- und Handelsgeschäften täglich gegen 12 Uhr unter der Bogenlaube der Stechbahn seit 1761 ihre Versammlungen abhielten.

Hier befand sich in einem der Läden (No. 5) die Buchhandlung des Kommerzienrats Matzdorff,^{*)} des Verlegers mehrerer der ersten Werke Jean Pauls (Friedrich Richter), welcher während seines denkwürdigen ersten Aufenthalts in Berlin bei ihm wohnte. Im Jahre 1792 hatte Jean Paul das Manuskript zur „Unsichtbaren Loge“ dem ebenso originellen wie geistvollen Professor Moritz übersandt. Dieser erkannte sofort das Genie des einsamen, darbenenden Dichters im Fichtelgebirge, welcher später als Hauptvertreter des deutschen Humors eine so eigentümliche und denkwürdige Stelle in unserer Litteratur einnehmen sollte. „Wie heissen Sie? Wer sind Sie? Wo wohnen Sie? Und wenn Sie am Ende der Erde wären, und müsste ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen, so fliege ich in Ihre Arme.“

^{*)} Er war der Urgrossvater unseres Vereinsmitgliedes, des Oberlehrers Dr. Matzdorff.

Ihr Werk ist ein Juwel; es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart.“

So schrieb Moritz unterm 19. Juni an Jean Paul. Dieser antwortete aus Schwarzenbach, wo er ein Lehramt bekleidete, in einem langen „wonnigen“ Briefe, dem er ein zweites Manuskript: „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auethal“ als Anhang nachschickte. Hierauf antwortete Moritz, dass der Buchhändler Matzdorff (mit dessen Schwester er verlobt war) das Werk verlegen und ein Honorar von 100 Dukaten dafür zahlen werde; 30 erfolgten anbei. Überglücklich eilte Jean Paul zu seiner hochbetagten Mutter, welche als Predigerwittwe mit einem jährlichen Gnadengehalt von 12 fränkischen Gulden in Hof ein ärmliches Stübchen bewohnte. Er traf sie noch spät abends am Spinnrade und schüttete ihr unter Thränen die Goldstücke in den Schoss. Am 21. März des folgenden Jahres (seinem Geburtstage) erhielt er das erste Exemplar seines Buches und äusserte in einem Dankschreiben an Moritz: „Wenn ich am Ende des Jahres 1793 meine guten Tage überzähle, so werd' ich anfangen: ich war erstlich in Berlin.“ Doch erst sieben Jahre später traf er, von Weimar aus, in seiner „Glückstadt“ ein, wie er Berlin nannte.

Inzwischen hatte durch das Erscheinen der „Unsichtbaren Loge“, der „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod- und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs“ — in gewissem Sinne die beste Schöpfung des Dichters — sowie des I. Bandes des „Titan“, welche sämtlich bei Matzdorff erschienen, der Enthusiasmus für den gefeierten Dichter auch in Berlin seinen Höhepunkt erreicht.

Ende Mai 1800 traf Jean Paul hier ein und nahm Wohnung bei seinem gastlichen Verleger.*) „Seit zwei ein drittel Woche“ — so schrieb der Dichter seinem Freunde Otto — „sitz' ich hier und muss noch die folgende bleiben, weil Iffland meinetwegen den Wallenstein geben will. Noch in keiner Stadt wurde ich mit dieser Idolatrie aufgenommen und von einem solchen Heere. Bei Matzdorf logire ich köstlich; seidene Stühle, Wachslichter, Erforscher jedes Wunsches, vier Zimmer zum Gebrauch. Der gelehrte Consistorialrath Zöllner und achtzig Menschen in der York-Loge zusammen meinetwegen — Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises. Viel Haare erbeutete ich — ein Uhrband von dreier Schwestern Haar, und viele gab mein eigener Schädel her, so dass ich eben sowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte, was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr. Die herrliche Königin (Luise) lud mich brieflich nach Sanssouci ein und ich ass bei ihr; sie zeigte mir alles um dasselbe. Ich war öfters bei dem höchst gebildeten Minister v. Alvensleben — endlich überall.

*) Sein Wohlthäter, Professor Moritz, war bereits 1793 verstorben.

Der Ton bei der Hoftafel war leicht und gut, und bei Alvensleben sprach man so frei wie auf diesem Blatt. Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz, bei Gott!“

In einem andern Briefe an Gleim heisst es: „Noch immer leb' ich in diesem architektonischen Universum, das mich so einnimmt, dass ich es vielleicht im Winter beziehen werde*) . . . Ich sprach und ass in Sanscouci mit der gekrönten Aphrodite, deren Sprache und Umgang so reizend ist, als ihre edle Musengestalt . . . Sie nahm meine Dedikation des „Titan“ und den Brief dabei mit vieler Freude auf“ . . .

Schon am nächsten Tage (29. Mai) schrieb ihm die Königin: „Ich habe Ihren Titan erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen, dass Sie noch immer fortfahren, Ihre Zeitgenossen mit Wahrheiten zu unterhalten, die in dem Gewande romantischer Dichtkunst, mit welchem Sie sie zu bekleiden wissen, ihre Wirkung gewiss nicht verfehlen werden. Ihr Zweck, die Menschheit von mancher trüben Wolke zu befreien, ist zu schön, als dass Sie ihn nicht erreichen sollten, und es wird mir daher auch eine Freude sein, Sie während ihres Hierseins zu sehen und Ihnen zu zeigen, wie sehr ich bin Ihre wohlaffectionirte Louise.“

Zur damaligen Zeit und bereits im Jahre 1788, in welchem Berlin 96 Freihäuser mit einer Versicherungssumme von 839 350 Rthlrn. zählte, war die Stehbahn in sechs Freihäuser eingeteilt, von denen Matzdoff dasjenige No. 5 im Werte von 6500 Rthlrn. besass. Nach seinem Tode etablierte hier der Sohn ein Lotterie-Comtoir, das dann auf den Vater unseres Vereinsmitgliedes überging.

Ein anderes weitbekanntes Etablissement Unter der Stehbahn war in den dreissiger Jahren das der Firma Josty & Co., woselbst der Gastronom mit grossem Wohlbehagen die „Original-Chokolade“ schlürfte, während inmitten der ersten Etage das Volpi'sche Café sich befand. Von dem Balkon vor demselben bot sich ein weiter Ausblick über den Schlossplatz mit seinem mittleren Gas-Kandelaber, auf die Lange Brücke und in die belebte Königstrasse dar. Damals befanden sich unter der Stehbahn noch die Mittlersche Buchhandlung, das Militär-Effektenlager von Bock, das Bormannsche Geschäft für Maler- und Zeichnen-Utensilien pp. und die Wechselläden von Jaquier und Securius, der einzigen von jenen Firmen, die in dem heutigen „Roten Schloss“ noch fortbesteht.

In einem dieser Geschäfte konditionierte als Kommiss anfangs der zwanziger Jahre Theodor Hering, den die Erweiterung der Kunst des grossen Ludwig Devrient von seinem erwählten Lebensberuf abzog und

*) Während seines zweiten achtmonatlichen Aufenthalts hatte er sich mit der Tochter des Tribunalrats Meyer vermählt, doch blieb eine vom König erbetene Versorgung ohne Erfolg.

zur theatralischen Laufbahn hindrängte, auf der er als Theodor Döring die ehrenvollsten Ziele erreichte. Damals am Tage im Geschäft servierend, benutzte er die Abendstunden zu seiner Bühnenausbildung auf dem Liebhabertheater „Urania“ in der Kommandantenstrasse. Dann verliess der 21 jährige Kunstbeflissene seine Stellung und begab sich nach Bromberg. Freilich war sein erstes Auftreten am 25. Januar 1825 kein glückliches; die Angst übermannte ihn dermassen, dass „Der arme Poet“, in welchem Stück er den Julius spielte, nicht zu Ende geführt werden konnte. Dennoch verlor er in der Kraft seines Berufsgefühls nicht den Mut; ohne Geldmittel wanderte er im Frack und dünnem Nankingbeinkleid bei grimmiger Kälte nach Breslau.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, den weiteren Entwicklungsgang und die Triumphe Dörings zu schildern, welcher nach Seydelmanns Tode vom Hoftheater zu Hannover 1845 durch Königliche Kabinets-Ordre an die hiesige Hofbühne berufen wurde. Noch lebhaft erinnere ich mich seines ersten sensationellen Auftretens als Franz Moor im Opernhause — einst eine der grossartigsten Darstellungen Ludwig Devrients.

Nach dem Abbruch der Werderschen Mühlen und bevor noch die Niederlegung sämtlicher Gebäude der Schlossfreiheit zur Herstellung eines architektonischen Abschlusses für die Westfront des Königlichen Schlosses erfolgt war, erhielt Fritz Helms die Allerhöchste Genehmigung zur Errichtung eines, der Schlossfreiheit einen eleganten Abschluss gewährenden und die damalige wüste Trümmerstätte der abgebrochenen Mühlen zeitgemäss ausnutzenden Restaurants. Die festliche Einweihung des von Ende und Böckmann in den Formen italienischer Ziegelarchitektur auf der Stätte des 1737 errichteten Mühlengebäudes an der Ecke der Schlossfreiheit (über dem Ausfluss des Mühlengrabens in den Schleusenkanal) errichteten Etablissements fand am 22. September 1882 statt.

Jetzt flankiert auf dieser Stätte eine Quadriga das gewaltige Reiterstandbild Kaiser Wilhelms des Grossen, gegenüber dem imposanten Eosander'schen Triumphbogen des Königsschlosses, von dessen Zinnen der preussische Aar seine Schwingen schirmend und schützend ausbreitet über die wieder geeinten deutschen Lande!

Der Vortrag unseres verehrten Ehrenmitgliedes und die ausgestellten Aquarellen fanden den lebhaftesten Beifall.

8. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.